

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 4

Artikel: Der Krüppel : Skizze
Autor: Schnetzer, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zur Stunde ist die Bergstraße mit dem Jungenheimer Heiligenberg, dem Seeheimer Frankensteine und Hoflager, dem Alsbacher und Auerbacher Schloß und Fürstenlager, eine beliebte Sommerfrische. * * *

Für den Schreiber dieser Zeilen ist sie reich an Kindererinnerungen. Fast alle obengenannten Persönlichkeiten defilierten vor seinen staunenden Kinderaugen. Der weißbärtige Alexander mit dem nach Wiener Art geschnittenen Bart (auch als Militärschriftsteller und Münzensammler bekannt), kam die Seufzerallee auf den bogenartig dicht zusammengebundenen Buchenzweigen herab, am Arm das Brotkörbchen für seine Rehe, die auf ein Glockenzeichen sich um den kleinen Jagdpavillon versammelten. Der Fürstin Battenberg begegneten wir im Walde in ihrem kleinen, nach russischer Art geschirrten Maultierwagen. Als Alexander von Bulgarien auf Urlaub kam, standen wir Kinder neugierig am Wege, staunten über den bis an die Zähne bewaffneten Leibkofaken und beschauten die unbekannte, auf dem Turme lustig wehende Flagge. Später übernahm Ludwig die Besitzung und mit unrepublikanischer Erfurcht schauten wir in die Hofwagen hinein. Da sah man Viktoria von England, die Baronin Marie, die Kaiserin Friedrich, den Großherzog Ludwig IV. und seine fünf Kinder: Victoria, die Gemahlin Ludwigs von Battenberg; Elisabeth, die russische Großfürstin Sergius; Irene, die Gemahlin Heinrichs von Preußen und Schwägerin Wilhelms II.; Alix, die letzte Baronin; Ernst Ludwig, den letzten hessischen Großherzog, den Förderer der Kunst in seiner Darmstädter Residenz, dessen Namen mit der Duncanschen Tanzschule und der Kaiserling'schen Weisheitschule heute eng verknüpft ist. Es waren fast lauter schöne Menschen, groß und schlank, mit feinen, geistigen Zügen. Aber die Battenberger waren doch die schönsten von allen! — Vor wenigen Monaten zog es mich nach fast drei Jahrzehnten wieder auf den Heiligenberg. Es war ein grauer Tag. Still und einsam war es auf allen Wegen. Die alten Plätzchen suchte ich eines nach dem andern auf. Nach deutscher Sitte waren sie mit vielen Namen getauft: die Karls-

höhe und der Marienberg, der Alexander-, Wilhelm- und Ludwigsberg, die Kaiserbuche, Alexanderhöhe und Uhlandsbuche. Alles war noch vorhanden und alte, morsche Wegweiser trugen die bekannten Namen. Von der Schloßterrasse sieht man den Rhein in vielen Windungen von der Abendsonne beleuchtet, zwischen Worms und Oppenheim; hinten den pfälzischen Donnersberg, vorn die fruchtbare Rheinebene. Das Schloß selber tot und verrammelt; leer die Fahnenstange auf dem Turm, wo so oft die hessische, englische, russische und bulgarische Flagge wehte. Langsam feucht knarrend ein schwerer Möbelwagen mit sechs Pferden heraus. Ludwig von Battenberg — was sage ich: Lewis of Mount Batten, Marquis of Milford Haven, Count of Medina and Viscount of Alderney hat nach dem Kriege das Schloß verkauft, das seit fast 100 Jahren im Besitz der Familie war. Ein Prinz von Reuß, morganatisch vermählt, zieht dort hinauf. Ein großes Stück Vergangenheit ist ausgelöscht und neues Leben beginnt auch hier in einer neuen Welt. Nur der älteste Teil des Besitzums, der Klosterhügel mit dem goldenen Kreuz, 1865 zu Ehren Wilhelminens errichtet, bleibt im Besitz der Battenberg. Hier ruhen Alexander und Julia Haufe, die erste Battenbergerin; dort oben soll sich nichts verändern: um die Toten bleibe alles wie es war!

* * *

Wer es liebt, schöne landschaftliche Eindrücke mit geschichtlichen Erinnerungen zu verbinden, der lenkt seine Schritte bei einer Deutschlandreise zu diesem stillen Ort. Die ganze Tragik des Weltkrieges wird einem bei einem Einblick in das Geschick dieser internationalen Fürstenfamilie klar. Sie haben schwer leiden müssen und sind Menschen wie wir, „mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, von eben dem Sommer und Winter gewärmt und gefästet. Sind sie uns nicht in allen Dingen ähnlich?“ So mögen wir auch als Menschen und Brüder an ihrem Geschick teilnehmen, zumal wenn sie auf der Weltbühne eine so ehrenvolle und angesehene Rolle gespielt haben, wie die Battenberger!

Der Krüppel.

Skizze von Rudolf Schneker, Schaffhausen.

Täglich humpelte er auf dem kleinen Bahnhof umher und ließ das Leben an sich vorüber rasen, und wenn ich mich dann aus dem Wagenfenster beugte und zu ihm, nach dem einzigen

kleinen Perron hinüber schaute, sah ich seine finstern Augen häßerfüllt unserm Zuge nachschauen. Es war der Hass des Freudlosen, Glücklosen, der am Leben keinen Anteil hat, gegen

uns Gesunde, Kräftige, Betätigte, Zielbewußte, gegen unser Lachen, unsern Geist, unsern Körper, unsere frischen Glieder; kurz: es war der Haß des vom Leben Enterbten gegen uns vom Leben reich Beschenkte. Ich sah diesen Haß täglich in den Augen des Krüppels glimmen, wenn er, mit dem Rücken an den Pfosten einer Perrondachstütze gelehnt, die Krücken unter den Armhöhlen, unserm abfahrenden Zuge nachschauten. Dann fuhr ich weiter mit dem Gefühl eines vom Hass Verfolgten. Dieses Gefühl erneuerte sich täglich, da mein Weg mich täglich an diesem kleinen nordschweizerischen Bahnhofe vorbeiführte. Täglich lehnte der Krüppel hier an einem Perronpfosten, und täglich folgten unserm abfahrenden Zuge seine wilden, haßerfüllsten Blicke. Warum hatte ihn das Schicksal zu diesem Hass gegen uns Gesunde verurteilt? Warum durften wir lachen und scherzen, uns kleiden und uns lieben, uns pflegen und uns bilden und vom Leben die Erfüllung unserer Wünsche erwarten, während der junge, gut zwanzigjährige Mann hier am Pfosten lehnen mußte, mit vom unstillbaren Haß und Lebenshunger verwüsteten Gesicht, nie lachend, mit einem Bein, abgeschnitten von unserem Leben, ohne Anteil an der Freude unserer Gesundheit? Warum war das so? Warum war es nicht umgekehrt? Welche Ziele verfolgte hier das Schicksal? — —

Täglich humpelte der junge Krüppel auf dem Perron herum. Er schien mir immer stiller zu werden und immer haßerfüllter, sein Mund immer bitterer, sein Wesen und Getue immer scheuer und geduckter. Da kamen Reisende, die in die Welt hineinfahren wollten, um in deren Schäzen und Freuden zu wühlen. Sie stellten achtlos ihre ledernen Reisetaschen auf den Perron. Der Krüppel stand daneben und sah mit seinen wilden Augen auf diese Taschen herab. Diese Taschen brauchte man, sie waren notwendig, sie führten mit in die Welt hinaus und enthielten vielerlei wichtige Dinge, die mit dem Leben des Gesunden, des Reisenden, des Wagemutigen, eng verbunden waren, sie gehörten untrennbar zu diesen Menschen, die hier die Fahrpläne studierten, die Billette lösten, auf den Zug warteten und taten, als ginge es um Leben und Tod, als verlören sie ihr Seelenheil, wenn sie den Zug verpaßten. Zwischen diesen Menschen und Reisetaschen humpelte der Krüppel umher. Er konnte sich nicht einmal mehr einbilden, wie es jetzt wohl wäre, wenn er nun auch so frisch und kräftig hier auftrate, den Reisekorb abstellte,

nach dem Billette tastete, die Fahrpläne studierte und nachprüfte, ob alles in Ordnung sei. Er vermochte es sich nicht einmal mehr auszudenken. Der Haß zehrte an ihm und töte ihm jegliche Träumerei, die ihm wenigstens Selbstvergessenheit gebracht hätte. Er konnte mit seinem einen Bein und seinen Krücken nur zwischen den Menschen umher gehen und zwischen ihren Koffern und dann sich an einen Perronpfosten lehnen in grenzenloser innerer Einsamkeit. Vor wildem Hass, der ihm im Blute wühlte, flimmerte es ihm vor den Augen, so, daß er sie oft schließen mußte. Wie entsetzlich einsam war er doch! Wie verstand er schon nichts mehr von den Hoffnungen, Überzeugungen und Willensanstrengungen, die auf den Gesichtern der fremden Menschen zu lesen waren! Wie fremd wurde er dem Leben der Hoffenden und Tätigen! Immer fremder und fremder wurde er ihm! Immer einsamer wurde er! Und immer größer wurde sein Haß gegen uns Glückliche! — — Und dann, wenn der Zug anhielt, wenn die Kondukteure die Wagen entlang liefen und die Station ausriefen, wenn dann die Reisenden ihre Taschen und Pakete aufhoben und zu den Wagen hinüber liefen und einstiegen, wenn Andere aussiegen und an ihm vorüber eilten, wenn der Stationsvorstand winkte und der Zug abpfiff, wenn der Perron dann leer wurde, und die Wagen sich wieder in Bewegung setzten, wenn . . . ja, wenn dann alle die Gesichter, all das fremde schöne Leben weiter fuhr, dann töteten ihn sein Haß und seine innere Einsamkeit fast, dann hätte er die Hände in die Höhe, die Krücken fortschleudern, den Wagen und Menschen nachrennen und schreien mögen: „Nehmt mich auch mit! Ich gehöre ja auch zu euch und eurer Welt! Ich will auch lachen und lieben und schaffen.“ — Jedermal, wenn ein Zug abfuhr, zitterte er, und flimmerte es ihm vor den Augen. Aber er war ein Krüppel, er konnte nicht den Wagen und Menschen nachlaufen und rufen, er mußte allein hier am Perronpfosten zurückbleiben. Dann packte ihn der grausige, wilde, schüttelnde Haß des Losgetrennten, des Ausgestoßenen, Abseitsgeschobenen. Immer wilder wurde dieser Haß. Immer unbändiger, immer ruchloser verfolgte er uns Gesunde, Vorüberreisende, die wir doch unschuldig waren, wohl so unschuldig mindestens, wie er, der vom Schicksal Getroffene selber. Oder ist es eine Schuld, gesund und frisch zu sein? Sind wir ohne unser Wissen auch zum Ürgernis geschaffen? Denke ich heute in die nächste Vergangenheit zurück,

dann sehe ich viele, viele Gesichter, Tausende von menschlichen Gesichtern, wie sie einem auf Reisen begegnen, und unter ihnen schaut mich eines finster an, mit einem unauslöschbaren Hass, nur, weil ich damals ein gesunder Mensch war, einer von denen, die für den armen Krüppel das Bild eines unerreichbaren Lebens waren. Bin ich deshalb schuldig? Verdiente ich deshalb diesen verzweifelnden Hass dieses Einbeinigen? Bin ich nicht vielmehr unschuldig? Ich habe doch gewiß keinen Anteil an dem entsetzlichen Schicksal? Bin ich die Ursache seiner inneren Einsamkeit? Ich frage so für euch alle, ihr Gesunden, Kräftigen und Planvollen. Es könnte ja am Ende sein, daß uns Menschen auch die Schuldhaftigkeit angeboren ist. Wer kann es wissen? Dann könnte es aber auch sein, daß wir den Hass dieses Krüppels, hier auf dem kleinen Perron dieser nord-schweizerischen Station verdienten. Keiner von uns kann das wissen; wir sind Menschen, unerforschte Rätsel. Darum: verzeihen wir dem Armen.

Tag um Tag ging dahin. Immer stand der Krüppel auf dem Perron. Zug um Zug sauste an ihm vorbei. Die Lokomotiven prusteten, die Pfeifen der Kondukteure schrillten, die Wagen ätzten, die Menschen kamen und gingen, unzählige Gesichter und Körper tauchten auf und verschwanden wieder, der Platz bevölkerte sich und entleerte sich jedesmal wieder. Dem Krüppel schien, das Leben halte ihn zum Besten, es rolle Bild um Bild vor ihm auf, um ihm unsagliche Qual zu bereiten. Manchmal wollte er fliehen, sich auf die stillen Wiesen sehen hinter das Dorf; aber er kam nie los vom Bahnhof. Er war berauscht von der Unzahl und der Ungleichheit der Lebensbilder, die hier auftauchten. Er starrte das Leben an, wie ein Kind des Nachts die Sterne, die ihm sichtbare Unfassbarkeiten sind. Und er herauschte sich an seinem Hass. Er hasste alles: die Koffer der Reisenden, ihre Hände, vor allem ihre Füße; er hasste die Stimmen der Kondukteure, die Wagen und die Schienen; er hasste unsere Lebenspläne, von denen er nichts wußte, unsere Lippen und Augen; er hasste uns alle und Alles. Hier am Bahnhof sauste das Leben unermüdlich an ihm vorbei, rollte es sich in einer unendlich langen Reihe von Trugbildern ab. Es grüßte ihn, wie eine Lufts piegelung den Wüstenwanderer. Es war eine Zatamorgana, die ihn unablässig narrte. Und er lehnte finster und schweigsam am Perronpfosten, an seiner Lebensfremdheit und Einsamkeit würgend, sich an

seinem Hass aufrecht haltend. Seine düsteren Augen verfolgten uns Gesunde mit ihrem dunklen Hass, als wären wir eine einzige Armee von Dieben, die ihm die Freuden stahlen, von Mörfern, die seine Pläne und sein Glück töteten. — Mitleid kann hier nicht helfen. Sein Hass ist zu groß, und unsere Gesundheit ist ihm zu blühend. Wir können nur vorüber fahren und ihm im Stillen seinen Hass verzeihen und ihn bitten, daß er uns unsere Gesundheit verzeihe. Das ist alles, was geschehen kann. Tun wir das, wir Gesunden, auch heute noch, da der Perronpfosten wieder leer ist und der Tod den Armen von seiner Qual und seinem Hass erlöst hat. Tun wir es, es kann nicht schaden.

* * *

Eines Tages lernte ich den unversöhnlichen Hass des jungen Mannes verstehen und ging mir ein Licht auf, warum er sich nicht in sein Schicksal fügte, warum er nicht von seiner Einsamkeit aus das Leben lebenswert finden konnte.

Als unser Zug an diesem Tage auf der Station anhielt, verabschiedete sich gerade ein Dorfpfarrer von dem jungen Manne. Liebenswürdig schüttelte er ihm die Hand und redete er ihm zu. Doch der Krüppel verriet mit keiner Bemerkung und mit keiner Regung im Gesichte, daß er die Freundlichkeit des Herrn wohlzuend empfände, sondern blieb finster und wortkarg. Der Pfarrherr stieg in meinen Wagen und setzte sich mir gegenüber. Bei der Abfahrt nickte er dem Krüppel zu, der wandte sich jedoch weg und schickte dem Zuge nur einen Blitz aus dem Hass seiner Augen nach. Die Freundlichkeit war an ihm abgeglitten wie ein Regentropfen von den Schuhen. Er hasste also auch die Güte und das Wohlwollen von uns Gesunden. Der Pfarrherr atmete einmal tief, als hätte das zerrüttete Leben schwer auf seine Brust gedrückt oder, als empfände er seine gute, genährte Gesundheit hier als eine Schuld, unter der er aufseufzte.

Ich machte mich mit ihm bekannt, lenkte das Gespräch auf den Krüppel und erfuhr im rüttelnden Eisenbahnwagen folgendes:

„Gewiß, er hat uns alle unglaublich. Und gewiß, er hat auch unsere Freundlichkeit. Als ich ihm vorhin die Hand schüttelte und ihm sagte, er habe vor uns Gesunden darin einen großen Vorteil, daß ihn die lebendige, intensive Selbsteinfahr, die sein Schicksal mit sich bringe, der Seele und den tieferen Geheimnissen in uns näher bringe, daß er eher als wir alle die Vergänglichkeiten und Nichtigkeiten des Lebens ver-

achten lerne, daß er Gott tiefer verstehen könne, als wir, — — da hat er mich furchtbar gehaßt. Ich kenne ihn. Er ist aus meiner Pfarrei, und ich kann am Ende seinen Hass verstehen, wenn schon in seinem Hass Etwas ist, das wir Gesunde nie ganz verstehen werden. Sein Hass ist blind und ziellos, darum trifft er uns alle und alles. Das Unglück hat ihn so überrascht, so schnell und so mitten in seiner stolzen tatkräftigen Jugend, so mitten in Arbeit, Liebe und strohender Gesundheit, daß er sich vor dieser Überraschung in seinem Hass verfroh, wie in eine schützende Höhle. Wahrscheinlich kann er gar nicht anders, als uns hassen, — das sage ich, der ich doch weiß, daß Christus und seine verzeihende Liebe das Höchste sind. Aber der da, der kennt keine Übergänge vom Glück ins Unglück, darum kann er das Leben nicht recht überdenken, darum findet er auch keine Übergänge vom Hass ins Verzeihen. Es kam zu schnell über ihn. Es ließ ihm keine Zeit, alles zu überdenken, darum beharrte er in seinem Hass, der ihn rasch mit Raubtierkrallen überfiel. Sie fragen, ob er je uns unser gesundes Leben verzeihen wird? Ich glaube kaum, außer, es wäre uns noch im Jenseits Gelegenheit geboten, zu verzeihen. Man staunt über solchen unnatürlichen Hass. „Ist es möglich, daß man uns so hassen kann, um unserer Gesundheit willen?“ fragt man sich. Wenn man aber weiß, wie es ihn traf . . . ! Ach, dann . . . ! Er war gerade daran, sich prachtvoll zu entfalten. Seine Kraft arbeitete, und sein Kopf dachte voraus. Das Leben war gerade daran, weit und reich für ihn zu werden. Er hatte eine Braut, die jetzt den Kopf senkt, wenn sie mit dem Andern, dem Gesunden, an ihm vorbei geht. Seine Pferde führt der Knecht zum Pflügen. Er hat nun auf dem Acker nichts mehr zu suchen. Er ging damals der Hochzeit entgegen. Da fuhr er eines Tages mit den Milchkannen auf den Bahnhof. Es regnete. Sein Fuhrwerk stand neben dem Gepäckwagen. Da rutschte er auf dem nassen Wagentritt und fiel. Gleichzeitig fuhr der Zug an und ihm über das rechte Bein. Da lag er da, und alles war schon geschehen. Das kam so unverhofft über ihn, daß er sich kaum zurecht finden konnte. Er steht heute noch verständnislos jenem Augenblicke gegenüber. Er kann es noch immer nicht fassen. Es kostete ihn die Braut. Da mußte er seine Liebe mit einem wilden Hass erstickten. Er wurde unbrauchbar: die Kraft in seinen Gliedern wurde zur Untätigkeit und Arbeitslosigkeit verdammt. Im Stalle be-

griff er nicht, daß er die Pferde nun nicht mehr anschirren konnte. Er ging in den Wald zu den Bäumen, die geschlagen werden mußten, und es war ihm unbegreiflich, daß ihm jemand die Axt hiezu aus der Hand genommen hatte. Während der langsam Heilung war es ihm ein Rätsel, daß er nicht einfach aufstehen und umher gehen konnte. Ich war damals viel bei ihm und versuchte ihn auf ein neues, einsameres Leben vorzubereiten. Er aber suchte derweil unter der Decke sein Bein und schrie dann wild auf, und wenn er hierauf meine gesunden Glieder sah, haßte er mich. Er verstand das Leben nicht mehr. Sein Wesen war ja gerade am Aufblühen gewesen, seine Mannskraft wollte sich eben Weib und Herd und Zukunft erobern, da warf es ihn hin und zerbrach ihn, nahm ihm wieder Braut, Gesundheit und Zukunft, nahm ihm den Pflug aus der Hand und die Lust aus den Augen. Ein bißchen Regen, ein schlüpfriger Tritt, ein klein wenig jugendlich-gesunde Nachlässigkeit, und alles war geschehen. Es riß ihn zu rasch aus seiner prachtvollen Entfaltung, aus der schaffenden Gegenwart. Es nahm ihm zu schnell die Zukunft wieder weg. Er ist aus altem Bauernblut, das auf seiner saftigen, fruchtbaren Scholle trotzig geworden ist. Er ist Bauer und nicht Denker. Darum kann er sich nun einfach nicht mehr zurecht finden. Er steht vor einem Rätsel. Wie gesagt, es kam zu schnell, es ließ ihm keine Zeit, er fand, wie gesagt, die Übergänge vom Glück ins Unglück nicht. Es warf ihn nur so hinüber. Nun ist es gerade, wie wenn er immer noch darüber erstaunt wäre, wie wenn er es noch nicht fassen könnte, wie wenn er darüber nachgrübelte, wo die Zukunft, wie er sie sich ausgemalt hatte, wo die Zügel und die Axt aus seinen Händen, hingeraten seien. Er lebt ganz in seinem Rätsel. Er ist Bauer und — nicht Krüppel. Nun ist er aber Krüppel und nicht Bauer. Doch eben das kann er nicht begreifen. Da lernte er denn hassen. Zuerst haßte er wohl nur die dunkle Hartnäckigkeit in der Umwandlung in seinem Leben, das Schicksal. Dann ging die Marianne, die Braut von ihm, da haßte er auch sie. Dann haßte er wohl den Knecht und die Pferde und das Feld, weil er nicht mehr selber zu Acker fahren konnte. Das Schicksal hatte ihm sein Bauerntum genommen, aber nicht sein Bauernblut und läßt ihn mitten in diesem unerklärlichen Zwiespalt nun im Stich. Sein Vater hatte immer auf diesen Erben gehofft und wird nun älter. In's Haus kam darum ein trauriges, bitteres Schwei-

gen; das Schweigen von trostigen Bauern, die schaffen und dabei nicht mehr wissen, für was und für wen. Da hafzte er das ganze Haus. Als die fernige Marianne einen Andern nahm, hafzte er das ganze Dorf. Sie hält heute in vier Wochen Hochzeit! Da muß er sich mit seinem tiefsten Hass behelfen, sonst brächte ihn seine Liebe um. Als er genesen war, zog es ihn immer nach dem Bahnhof. Sie können ihn dort jeden Tag sehen. Er versteht es nicht, wie wir alle über die Stelle seines Unglücks fahren können, ohne daß uns etwas geschieht. Er meint, es müsse dort einmal eine Achse brechen; irgend etwas Unerhörtes, Gräßliches müsse dort wieder einmal geschehen; aber es traf dort eben nur ihn. Er sieht, wie uns, die wir dort immer vorbeifahren, nichts Gräßliches trifft. Darum hafzt er uns denn auch alle. Die Stelle scheint ihm vom Schicksal ausgewählt, um entsetzlich zu sein. — Aber, wie gesagt, es traf dort nur ihn allein. — Dort zerbrach er und fiel alles, was er sich zurecht gelegt hatte, wirr durcheinander. Er kann es nie fassen, es überrumpelte ihn zu sehr. Er steht voll Haß und Unverständnis vor dem Dunkel des Ereignisses und setzt ihm seinen Bauern-trotz entgegen. Sonst ist das ja ein herrlicher Trotz; hier in diesem Hass aber ist er maßlos. Nun können Sie vielleicht diesen Haß verstehen. Er verlangt immer noch vom Leben seine Zukunft zurück und weiß nicht, daß das Leben über ihn lacht. Er hafzt! Es braucht eben unmenschlich viel, um dem Leben zu verzeihen, wenn es dermaßen über uns lacht." Der Pfarrherr verstimmt. Der Wagen rüttelte uns. Wir schauten einander an und blieben dann stumm. Einen jeden beschäftigte dieses Schicksal und der rätselvolle und doch so gut verstandene Haß, der uns um unseres gefunden Lebens willen verfolgte.

* * *

"Sie hält heute in vier Wochen Hochzeit," hatte der Pfarrherr gesagt.

Die ersten vier Wochen vergingen und Marianne wird Hochzeit gehalten haben, und täglich sah ich den Krüppel auf dem Bahnhof stehen.

In der fünften Woche jedoch stand er eines Morgens nicht mehr dort. Der Zug fuhr ein und hielt an. Vorn bei der Lokomotive rannten schreiend Leute zusammen und zogen den zerfah-

renen Körper des Krüppels unter den Nädern hervor. Schnell warfen sie dann ein Tuch über ihn und verhüllten ihn.

Als der Zug wieder abfuhr, vorbei an dem kleinen Menschenhäufchen, das unter dem Tuche lag, stand der Perronpfosten leer. Die wilden Augen verfolgten uns nicht mehr und wir Gesunden konnten sorgloser weiterreisen. Der Platz um das Stationsgebäude schien mir heller und lichter geworden zu sein. Ich streckte mich und schaute durchs Wagenfenster zum Himmel hinauf. Ein Alpdruck schien mir von der Welt, von dem Himmel, von mir und von uns allen fortgenommen. Meine Mitreisenden lachten und schwatzten. Durch die Scheibe sah man Weiden und Weiler, das Bild einer gütigen, freundlichen Landschaft.

Nur einmal kehrten meine Gedanken zu dem Tuche zurück, das auf dem Bahnhof den traurigen Rest eines zerrütteten Lebens bedeckt hatte. Wieder kam mir die Frage: Wer ist nun an allem schuld? Bist du schuld, frisches, liebe- und zeugungsfrohes Leben? Oder du, ländliche Freude an strammer, ungebrochener, junger Kraft. Marianne, bist du schuld mit deiner singenden Hochzeit? Du bist ja doch nur das Bild ungesunden Lebens! Oder sind wir alle schuld, die wir täglich an ihm vorbeiführen, die wir unsere Gesichter aus den Wagenfenstern strecken und ihm zeigen, wie das Leben lachend und brausend an den Ausgestoßenen vorüber fährt? Sind wir wirklich schuld? Wir, die wir kaum etwas oder nichts von ihm wußten? Kann bei uns die Schuld liegen, nur, weil wir die Gesunden und Fröhlichen der Erde sind. Meine Fragen sind ohne Antwort geblieben. Ich weiß nicht, wo die Schuld liegt. Vielleicht liegt sie nur dort, wo ihn das Schicksal zum zweiten Male und endgültig ereilte. Vielleicht ist dort ein verfluchter Fleck Erde? Ich weiß es nicht. —

Aber ein Gefühl bleibt mir, das Gefühl, als müßten wir alle, die wir tätig und gesund sind, einmal sagen: „Verzeihe uns unsere Lebensfreude, wie wir dir deinen Haß verzeihen.“ — Wo Gesunde sind, sollten sie es einmal sagen, überall, in allen Ländern und Erdteilen. Vielleicht vermöchten wir dann eine Schuld oder einen Fluch zu tilgen, die wir nicht kennen, die aber sichtbar fortwirken.

Gedankensplitter.

Wahre Philanthropie stiehlt nicht dem einen, um es dann einem andern zu geben.

Wenn du Kenntnisse besitzest, so teile sie anderen mit. Nehmen sie dieselben nicht an, so ist es ihr Schaden, nicht deiner.